

Angelika Poferl/Norbert Schröer (Hrsg.): Handbuch Soziologische Ethnographie. Wiesbaden: Springer VS 2022, 624 S., 978-3-658-26404-8, 149€

Alexander Antony

Das von Angelika Poferl und Norbert Schröer herausgegebene, im Jahr 2022 erschienene *Handbuch Soziologische Ethnographie* bietet einen breiten und facettenreichen Überblick über verschiedene ethnographische Ansätze und methodologische Problemstellungen der Ethnographie. Auf über 600 Seiten versammelt es insgesamt vierzig Beiträge, die sich mit dem heterogenen Feld ethnographischen Forschens beschäftigen. Diese Fülle macht es unmöglich, auf alle Beiträge im Einzelnen einzugehen. Ich werfe daher ein paar Schlaglichter auf ausgewählte Beiträge, bemühe mich, die Struktur des Handbuchs für die Leser*innen dieser Rezension transparent zu machen und biete abschließend eine allgemeine Einschätzung und Einordnung.¹

Die Herausgeber*innen gliedern das Handbuch in fünf Teile. Der erste aus zwei Beiträgen bestehende Teil behandelt die „Wurzeln“ der Ethnographie in der Ethnologie (Michael Schönhuth) und im Muckraking Journalism nordamerikanischer Prägung (Oliver Bidlo). Hier sei insbesondere auf den Beitrag Schönhuths zur ethnologischen Ethnographie hingewiesen, der schon allein deswegen wichtig und informativ ist, weil die zunehmende Ausdifferenzierung der Wissenschaftsdisziplinen und die Fülle an Publikationen in den unterschiedlichen Fächern es zunehmend erschweren, über den soziologischen Tellerrand hinauszublicken.

Der zweite aus sieben Beiträgen bestehende Teil „Pionierphase – Erweiterungen – Konsolidierungen“ legt den Fokus auf jene Ansätze, die sich für die Entwicklung ‚der‘ soziologischen Ethnographie als bedeutsam erwiesen haben: von der Chicago School (Norbert Schröer und Udo Dengel), dem Symbolischen Interaktionismus (Reiner Keller), über wichtige Ansätze, wie die Ethnomethodologie (Christian Meyer und Christian Meier zu Verl), Erving Goffmans Interaktionssoziologie (Jürgen Raab), die Ethnographie der Kommunikation (Volker Hinnenkamp) bis hin zu Roland Girtlers „Porta patens-Methode“, in einem von ihm selbst verfassten Beitrag. In dem wohlinformierten historisch orientierten Artikel von Paul Eisewicht zur „Konsolidierung der Soziologischen Ethnographie“ werden nicht nur einschlägige, mitunter wohl bereits in Vergessenheit geratene Werke in Erinnerung gerufen. Eisewicht reflektiert auch den Gebrauch und die (umstrittene) Bedeutung des Begriffs der „Ethnographie“ und bietet einen Überblick über die Entwicklung im deutschsprachigen Raum.

Der dritte Teil „Umbrüche und produktive Irritationen“ enthält drei Texte. Der lesenswerte Beitrag von Martin Fuchs, der sich mit der „Krise der Repräsentation“ in der Ethnologie bzw. der Sozial- und Kulturanthropologie beschäftigt, ruft die zentralen Positionen dieser Debatte in Erinnerung. Es gelingt ihm ausgezeichnet, den Bogen zu – nach wie vor aktuellen – Problemen ethnographischer Forschung, wie z. B. der Problematik des „hierarchische[n] Charakters des Verhältnisses zwischen Erkenntnisobjekt und Erkenntnisobjekt“ (S. 188) oder der

1 Das Inhaltsverzeichnis ist online einsehbar: <https://link.springer.com/book/10.1007/978-3-658-26405-5> (30.04.2024)

„Dialogizität der Forschung“ (S. 191), zu schlagen. Jost von Loon und Wiebke Schär porträtieren die ethnographische Forschung im Rahmen der Science and Technology Studies. Obwohl sich der Beitrag also einem spezifischen Gegenstandsbereich zuwendet, sensibilisieren die Autor*innen die Leser*innen für die allgemeinen Implikationen und die anhaltende Relevanz ethnographischer Wissenschaftsforschung: nämlich die Notwendigkeit, das, was man alltagsweltlich als „Wahrheit“ betrachtet, soziologisch als einen praktischen Verfertigungsprozess zu begreifen, die Geltungsfrage methodisch zu suspendieren und sie empirisch zum Thema zu machen. Angelika Pofelr wendet sich schließlich der „Post-qualitativen Forschung“ zu. Der Beitrag dürfte für viele Leser*innen deswegen interessant sein, weil diese Debatte hierzulande eher ein Randphänomen ist.

Der vierte Teil beschäftigt sich mit der „Diversifikation und Pluralisierung ab Mitte der 1980er Jahre“. Er umfasst insgesamt siebzehn Beiträge. Die Artikel verfahren zum einen problemorientiert: Sie widmen sich ansatzübergreifenden Fragestellungen und Aspekten – etwa der lesenswerte Text von Emilie Morwenna Whitaker und Paul Atkinson zur Reflexivitätsdebatte, Herbert Kalthoffs und Stefan Hirschauers Beitrag zur Theoretischen Ethnographie oder Ursina Jaegers und Boris Nieswands Artikel zur Multi-Sited Ethnography. Zum anderen und überwiegend sind die Beiträge ansatzbezogen konzipiert: Sie stellen unterschiedliche ethnographische Forschungsprogramme vor. Diese reichen beispielsweise von der insbesondere im deutschsprachigen Raum bekannten und einflussreichen Lebensweltanalytischen Ethnographie (Anne Honer und Ronald Hitzler), über die Fokussierte Ethnographie (Hubert Knoblauch und Theresa Vollmer), die Ethnographische Semantik (Christoph Maeder und Achim Brosziewski) bis hin zur Performance Ethnography (Elena Weber und Gary Alan Fine) und die Institutionelle Ethnographie im Anschluss an Dorothy E. Smith (Eva Nadai).

Der fünfte und letzte Teil „Spezielle programmatische, methodologische und methodische Orientierungen“ widmet sich neueren Orientierungen im Feld der Ethnographie: Angefangen bei der Möglichkeit einer „Diskursethnographie“ (Florian Elliker), über die Ethnosoziologie (Kai Ginkel), die sich insbesondere dem Klanglichen im Sinne nichtsprachlicher auditiver Phänomene (z. B. Lärm) zuwendet, die Artefaktanalyse (Manfred Lueger und Ulrike Froschauer), die Bedeutung des Körpers (Jo Reichertz) und der Sinne (Siegfried Saerberg), bis hin zu neuen Gegenstandsbereichen und Kontexten ethnographischen Forschens, wie sie etwa in der Netnographie (Heiko Kirschner) oder der Multispezies-Ethnographie (Katharina Ameli) relevant werden.

Was haben die Leser*innen insgesamt zu erwarten? Wo liegen die Stärken, wo die Schwächen des Handbuchs? Zunächst ist festzuhalten, dass die Qualität der individuellen Beiträge überwiegend auf hohem Niveau ist und die Artikel gut über die einzelnen Ansätze informieren. Den Herausgeber*innen ist es gelungen, versierte Fachvertreter*innen für das Handbuch zu gewinnen. Sowohl wenn man sich für einzelne Ansätze interessiert als auch wenn man sich über ethnographische Forschungsprogramme in ihrer Breite und Varianz informieren möchte, erhält man einen sehr guten Überblick. Allerdings ist in diesem Zusammenhang auch anzumerken, dass die Beiträge von einer stärkeren Standardisierung profitiert hätten: Während etwa in manchen Texten auf einschlägige – seien es klassische, seien es rezente – Studien Bezug genommen wird, fehlen derartige Hinweise in anderen Beiträgen gänzlich. Auf der einen Seite finden sich Beiträge, die schwerpunktmäßig theoretische Vorannahmen ethnographischer ‚Schulen‘ referieren, auf der anderen Seite jene, die den Fokus auf forschungspraktische Aspekte legen. Der zuletzt genannte Punkt ist für sich genommen wohl unumgänglich. Allerdings führt dies in der Gesamtschau dazu, dass zur – begrüßenswerten – hohen inhaltlichen Heterogenität, die Heterogenität der Beiträge hinzukommt.

Dies zeigt sich vor allem in der Zuordnung der Artikel zu den einzelnen Teilen. Diese ist nicht immer gänzlich nachvollziehbar. So hätte etwa eine deutlichere Unterscheidung zwi-

schen *ansatzbezogenen Darstellungen* (also unterschiedlichen Forschungsprogrammen), *ansatzübergreifenden methodologischen Problemstellungen* und *spezifischen Forschungsfeldern* den Leser*innen dabei helfen können, sich besser zurechtzufinden (auch Querverweise und ein Index fehlen gänzlich). Es ist auf der einen Seite zwar nachvollziehbar, dass derlei Trennlinien mitunter schwer zu ziehen sind und es, egal für welche Konzeption man sich letztlich entscheidet, immer auch andere denkbare und nicht minder plausible Ordnungen gibt. Auf der anderen Seite zeigt sich aber gerade an der *Abwesenheit* bestimmter Themen, die für die ethnographische Forschungspraxis essenziell sind, dass eine Gesamtkonzeption, die zwischen unterschiedlichen Typen von Beiträgen unterscheidet, wohl ein gangbarer Weg hätte sein können. Man denke nur an Themen wie die Triangulation, die ethnographische Schreibpraxis (die lediglich am Rande behandelt wird) oder verschiedene Formen der Beobachtung bzw. Teilnahme. So kommen zwar alle der genannten Aspekte in unterschiedlichen Beiträgen mehr oder weniger prominent vor. Was man aber vermisst, sind eigenständige Auseinandersetzungen damit.

Was lässt sich nach der Lektüre zum Stand der Ethnographie selbst sagen? Man fragt sich fast unweigerlich: Kann es eigentlich so etwas wie eine Einheit der Ethnographie in der Vielfalt der Ansätze geben? Braucht es das überhaupt? Ich versuche auf der Grundlage meiner Lektüreerfahrung zumindest ein paar Hinweise zu geben: Wir haben es nicht nur mit einer Vielzahl ethnographischer Forschungsprogramme, sondern auch mit einer großen Heterogenität basaler theoretischer, epistemologischer und methodologischer Grundannahmen zu tun, die alle Aspekte der Praxis ethnographischen Forschens betreffen – vom Beobachten über das Schreiben bis hin zur Analysepraxis. So wie sich die Disziplin der Soziologie ‚im Großen‘ durch eine ausgeprägte Theorien- und Methodenvielfalt auszeichnet, so zeichnet sich auch das Feld der Ethnographie ‚im Kleinen‘ durch theoretische und method(olog)ische Heterogenität aus. Dies macht das Handbuch eindrucksvoll deutlich. Das zeigt sich etwa in der Art und Weise, wie beobachtet werden soll (distanziert oder existenziell engagiert oder – abwechselnd – beides), welche Rolle dem Körper zugeschrieben wird, was überhaupt Gegenstand der Ethnographie sein soll (die Erfahrungen der Ethnograph*innen oder die sozialen ‚Kontexte‘, die derartige Erfahrungen überhaupt erst ermöglichen?) und wie letztlich das Erfahrene rekonstruktiv zu Darstellung gebracht werden soll (im Sinne eines literarisch ansprechenden ‚evokativen‘ Berichts, wie es in manchen Spielarten der Autoethnographie gefordert wird, oder im Stile einer theoretisch informierten Fachsprache, die sich an Mitglieder des eigenen ‚Stammes‘ wendet?).

Einerseits scheint die Suche nach eindeutigen Antworten auf derlei Fragen ‚der‘ Ethnographie allein schon aufgrund ihrer – durchaus erwünschten – theoretischen und methodischen Offenheit zuwiderzulaufen. Andererseits zeigt sich bei der Lektüre aber auch sehr deutlich, dass unterschiedliche ethnographische Forschungsprogramme – z. B. ethnomethodologische oder lebensweltanalytische – mit ‚starken‘ theoretischen und epistemologischen Vorannahmen operieren, die sich als maßgeblich dafür erweisen, was ‚gute‘ (d. h. *jeweils* als gut *erachtete*) ethnographische Forschung auszeichnet. Bei den beiden beispielhaft genannten Ansätzen impliziert dies etwa (zumindest auch) eine Form der Beobachtung, die ganz wesentlich auf eine aktive, stark involvierte Form der Teilnahme setzt (siehe hierzu auch die Überlegungen Reichertz⁷).

Solche grundlegenden Beiträge, derer es mehrere gibt, sind deswegen besonders hilfreich und anregend, weil sie deutlich werden lassen, dass unterschiedliche ethnographische Ansätze für eine teils recht spezifische – und damit: keineswegs beliebige – Ausgestaltung des Verhältnisses zwischen theoretischen Vorannahmen, empirischer Gegenstandskonstruktion und Forschungspraxis votieren (vgl. Strübing u. a. 2018, S. 85ff.). Dieses (im Idealfall) stets plausibel zu machende Zusammenspiel zwischen Theorie, Empirie und Methoden erscheint gerade für die Frage, warum wir wie ethnographisch forschen sollten und was Ethnographie

überhaupt jeweils heißt und heißen kann von besonderer Relevanz. Wir sind stets aufgefordert, diesen Zusammenhang in Rechnung zu stellen und reflexiv zu durchdringen. Auch wenn das *Handbuch Soziologische Ethnographie* solche metatheoretischen Fragestellungen bisweilen nur streift, gibt es einen wichtigen Anstoß dafür, nicht nur – sozusagen ganz handbuch-typisch – konsolidiertes Wissen zu rezipieren, sondern selbständig über die Praxis der Ethnographie zu reflektieren. In diesem Sinne ist die vorliegende Publikation allen ethnographisch Arbeitenden und Interessierten zu empfehlen.

Literatur

Strübing, J./Hirschauer, S./Ayaß, R./Krähnke, U./Scheffer, T. (2018): Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 47. Jg., H. 2, S. 83–100.